

Von Menschen

(Auszug)

von Elisabeth Strasser

„Wenn du sie dir so anschaust“, sagte er halblaut, „wenn du sie dir so anschaust, wundert dich nichts mehr.“ Dass er dies halblaut Gesagte zu niemand Besonderem gesprochen hatte, nur so vor sich hin oder zu sich selbst eigentlich, war kaum aufgefallen. Die Frau gegenüber, die nun aus ihrer Zeitung kurz aufsah, hatte es bestimmt gehört, dachte aber wahrscheinlich, er habe es zu dem neben ihm gesagt, der es aber bestimmt nicht gehört haben konnte, denn der Junge mit Baseballmütze trug Kopfhörer, aus denen stampfender, metallischer Rhythmus kam. Nein, der verstand nicht. Und er selbst, Julius, wunderte sich darüber nicht. Überhaupt, diese Leute hier gingen ihn auch nichts an. Er kannte sie nicht und vielleicht war einer unter ihnen oder eine, die waren wie er selbst. Er konnte das nicht wissen, es war möglich, leicht möglich konnte es sein, dass ein *Mensch* unter all den Leuten war. Dieser U-Bahn-Waggon war für 49 Sitzplätze und 91 Stehplätze vorgesehen, wie ein kleines Metallschild Auskunft gab. Die Sitzplätze waren fast alle besetzt, ein paar Leute standen. Aber egal, er legte sich auf die runde Zahl hundert fest: Von hundert waren vielleicht zwei wie er; wenn es hochkam – ihn selbst nicht mitgerechnet. Ohnehin eine Hochrechnung, auf Schätzung und Wahrscheinlichkeit beruhend, auf Statistik, auf statistischem Mittelwert. In der Realität nämlich konnte es sein, dass in diesem Waggon niemand war (außer ihm, der sich aber als Beobachter nicht mitzählte) und im nächsten Waggon, dem vorderen, dem nächsten vollen Hundert also, ebenfalls niemand, dafür im hinteren Waggon vielleicht sogar vier oder fünf von den angenommenen hundert. Aber das war doch gleichgültig, es waren Fremde. Wie war er bloß auf diese Zahlenspielerlei gekommen? Nur weil sein Blick zufällig auf das kleine Metallschild gefallen war. Die U-Bahn hielt an. Die Türen öffneten sich, Luft kam herein und neue Menschen, andere stiegen aus, ein Austausch, unmerkbar, weil es trotz allem eine anonyme Masse blieb, vielleicht um einen kleinen Prozentsatz erhöht, da augenscheinlich mehr eingestiegen als ausgestiegen waren. Wenn nun einer oder eine hier war, neu zugestiegen, der oder die war wie er, dann würde dieser ihn selbst ebenfalls zur anonymen Masse zählen und vielleicht auch – wenn diese Person ebenfalls zufällig in einem ähnlichen Gedankengang befangen war – Zahlenspiele treiben, ob und wie viele es hier sein mochten, die anderes waren als ... – Ja, als was eigentlich? Als der Mittelwert, der Durchschnitt, als das Normalmaß des

Menschlichen? Oder des Unmenschlichen? Das hing von der Definition ab, war, wie im übrigen alles, eine Definitionsfrage. Das wusste er. Er wusste, wie viele Missverständnisse und sinnlose Streitereien, endlose fruchtlose Diskussionen wegen mangelnder Klärung der Definitionen entstanden. Definierte man also „Mensch“ – um bei diesem Beispiel zu bleiben, das er nun gefunden hatte – als Lebewesen, das auf zwei Beinen geht, als Säugetiergattung mit verhältnismäßig großem Gehirn, das wohl oder übel mit gewisser Reflexionsfähigkeit eigenen Tuns und Denkens ausgestattet war, das man (gutgewillt) Vernunft nennen mochte, dann waren hier in diesem Waggon tatsächlich lauter Menschen. Nein, nicht ganz, denn da vorne sah Julius einen Hund, groß, ein Schäferhund, soweit er erkannte, mit Beißkorb. Wenn man aber von einer anderen Definition von Mensch ausging, einer, die er selbst zu bevorzugen gewohnt war, dann konnte man auf Anhieb und auf den ersten Blick nicht sagen, wie viele Menschen tatsächlich hier waren. Denn bei dieser Definition unterschieden sich *Menschen* von *Leuten*. Leute waren so dann grundsätzlich alle, die nach der ersten Definition (Julius nannte sie der Einfachheit halber nun Definition a) als Menschen bezeichnet wurden, Menschen, die man nicht persönlich kannte, die sich nicht als Menschen im engeren Sinne (dafür wollte er Definition b einsetzen) identifizieren ließen. Aber auch unter denen, die er persönlich kannte, waren die meisten *Leute*, die wenigsten *Menschen*. – Das war natürlich Unsinn, und das wusste er, denn nach der Definition a waren alle Menschen, auch die Leute, die nach dieser Definition mit den *Menschen* ident waren, sich aber nach Definition b davon unterschieden. In Definition a war *Leute* synonym mit *Menschen*. Die Begriffe zwar nicht völlig deckungsgleich, man könnte sich die Mühe machen, feine Unterschiede zu finden, aber doch im allgemeinen Sprachgebrauch gleich und das musste zur Verwirrung und Verwicklung führen. „Ich sehe eine Menge Leute“ und „Ich sehe eine Menge Menschen“ bedeutete im Grunde das gleiche und wenn jemand einen dieser beiden Sätze zu sagen bevorzugte, dann war es eine unbewusste Entscheidung, dem persönlichem Geschmack und Sprachempfinden gemäß oder einer augenblicklichen Laune, denn die selbe Person konnte einmal so und einmal so sagen, wenn sie unbekannte Mitreisende in einem U-Bahn-Waggon meinte. Man müsste also, wenn man Menschen nach der Definition b meinte, überlegte Julius, eigentlich einen neuen Begriff finden, um der Definitionsfalle zu entkommen. Wenn man also Menschen meinte, die wirkliche Menschen waren, nicht *Ferngesteuerte*, wie Julius üblicherweise jene anderen und ihm im Wesen Fremden nannte, die Mitläufer, die Marionetten, die Bequemen, unfähig zu eigenem Denken, die sich nach der Meinung der Mehrheit, nach der Mode richteten, keine starken Gefühle kannten, nur Gefühlsduselei, keine Leidenschaften, nur dumpfe Triebe, keine tiefe Freude, nur oberflächlichen Spaß, die nicht bis an ihre Grenzen

gingen, nicht einmal an sie dachten, die keine Tiefe hatten und sich mit der Oberfläche begnügten – wie also sollte man jene, die sich von diesen unterschieden, nennen? „Übermenschen“ ging natürlich nicht, der Begriff war nicht nur abgenutzt, er war sogar besudelt. Dabei hatte Nietzsche ihn natürlich nicht rassistisch gemeint, sondern eher so, wie er selbst, Julius, in seiner Mensch-Mensch-Definition. „Mensch-Mensch-Definition“, sagte er wieder halblaut, „das ist gut.“ Er lächelte. Weder das halblaut Gesagte noch das Lächeln hatte irgendwer bemerkt. Natürlich nicht. „*Mensch-Mensch*“ so wie man auch „*homo sapiens sapiens*“ sagte, um den heutigen Menschen vom Neandertaler zu unterscheiden, wenn man den Neandertaler als „*homo sapiens*“ bezeichnen wollte. Dabei, erinnerte er sich, hatte er einmal gehört, dass angeblich der Neandertaler gar nicht ausgestorben sein musste, es gab ihn vielleicht immer noch, waren manche überzeugt, ein gewisser Prozentsatz in den Genen, wenigstens mancher Leute, dachte er und sah nach der Frau gegenüber, deren obere Gesichtshälfte über der Zeitung zu sehen war. Sie war Mitte fünfzig, schätzte er, hatte dunkles gekraustes Haar und tatsächlich jene Wülste oberhalb der Augenhöhlen, die für den Neandertaler charakteristisch waren. Er war natürlich kein Rassist. Ein Neandertaler war schließlich auch ein Mensch, ein *homo sapiens*, und diese Frau gegenüber war natürlich ein *homo sapiens sapiens*, nicht nur, weil sie ja schließlich Zeitung lesen konnte, wenn es auch nur die gratis U-Bahn-Zeitung war, sondern auch weil der Neandertaler-Anteil in ihren Genen verschwindend klein sein musste nach all den Jahrtausenden möglicher Vermischung, und nur zufällig, durch eine Laune der Natur, ein wenig durchgeschlagen, was bei ihm selbst – der genauso gut wie sein Gegenüber seinen Neandertaler-Anteil in sich haben konnte – eben nicht geschehen war. Sein Urgroßvater zum Beispiel, den er nur von einem einzigen Foto kannte, hatte unglaublich buschige Augenbrauen gehabt, unter denen sich vielleicht heimlich Neandertalerwülste verborgen hatten. Er lachte. Die Frau hob die Zeitung ein Stück höher. Sie vermutete jetzt vielleicht einen Verrückten ihr gegenüber, den sie nicht durch direktes Ansehen provozieren wollte. Er hatte einmal von einer Familie gehört, erinnerte er sich, einer weißen, einheimischen Familie, in der plötzlich ein schwarzes Baby geboren wurde. Natürlich kein richtiges Negerbaby, aber so ein Mischling eben. Er schaute zur Tür, wo jetzt eine Negerin mit Kinderwagen einen kleinen Tumult auslöste, weil ein alter Herr mit Steirerhut aussteigen wollte und nicht an ihr und dem Kinderwagen vorbei konnte. „'Neger' darf man auch nicht mehr sagen“, dachte er. Vor kurzem erst hatte er gehört, wie jemand deswegen zurechtgewiesen worden war. – Wieder die Definitionsfrage. Vor zwanzig Jahren hätte sich keiner etwas dabei gedacht, aber irgendwann – wann genau, hatte er nicht mitbekommen – schien man beschlossen zu haben, dass „Neger“ ein Schimpfwort sei. Man hatte das Wort neu

definiert. Denn „Neger“ an sich war ja nicht von vornherein ein Schimpfwort, es hieß einfach „Schwarzer“, von Lateinisch: *niger*, Schwarzer, so wie man jetzt sagte, wenn man sich korrekt ausdrücken wollte. Und korrekt war das keineswegs, wenn man wirklich korrekt sein wollte, denn jemand wirklich schwarzen hatte er noch nie gesehen, die meisten waren dunkelbraun, und als „Dunkelbraunen“ bezeichnete man höchstens einen, der „Neger“ sagte und damit wirklich ein Schimpfwort gebrauchen wollte, aber so jemand sagte sowieso nicht „Neger“, sondern „Nigger“ oder „Kanacke“. Außerdem war es viel missverständlicher „Schwarzer“ zu sagen, denn man konnte damit ja auch einen Schwarzhaarigen meinen oder ein Mitglied einer Partei, die im Volksmund *die Schwarzen* hießen. Mitglieder dieser Partei – das natürlich nur eine Klischeevorstellung, die er im übrigen genauso wenig teilte wie alle anderen Klischeevorstellungen – trugen mit Vorliebe Steirerhüte. So war dieser Alte mit Steirerhut also womöglich ein Schwarzer, der mit einer Schwarzen in einen Wickel geraten war. Ob der sie dabei „Negerin“ nannte oder ein wirkliches Schimpfwort benutzte, konnte er von seinem Platz aus sowieso nicht verstehen. Er konnte jedenfalls sehen, wie die Arme nicht wusste, wohin mit dem Kinderwagen, weil sich wie üblich im Eingangsbereich die Leute drängten, hier handelte es sich unbestreitbar um Leute, den Begriff Menschen zu verwenden, kam in dem Fall gar nicht in Frage, eher schon Pöbel, so wie sie sich benahmten. Schließlich, als die Tür sich öffnete, schob sie den Kinderwagen aus dem Waggon, der Alte lüftete kurz seinen Steirerhut, bedankte sich offenbar sogar, stieg aus, gefolgt von zwei, drei anderen Leuten, die schwarze Frau schob den Kinderwagen wieder durch die Tür und stellte ihn einen Schritt weiter ab. Ob das Baby im Kinderwagen ebenfalls schwarz war, konnte er von hier aus nicht sehen. Vermutlich war es das. Aber das musste nicht sein, die Frau konnte schließlich die Kinderfrau sein. Oder der Vater ein Weißer. Dann war das Kind nicht ganz so schwarz, also dunkelbraun, wie seine Mutter. Es sah vielleicht so aus wie das Kind der weißen Frau, von der er gehört hatte. Wirklich ernsthafte Probleme hatte die damals nicht gehabt, weil sie keinen schwarzen Mann gekannt hatte, geschweige denn eine Liebschaft mit einem solchen. Obwohl manche, die sie nur oberflächlich kannten, diesen Verdacht schon insgeheim dachten oder aussprachen. Jedenfalls, man wunderte sich. Und das war schließlich kein Wunder. Aber zum Glück lebte die schon uralte Großtante der jungen Mutter noch und konnte zur Aufklärung beitragen, indem sie sich an eine Geschichte erinnerte, die ihr ihre Mutter erzählt hatte, dass nämlich deren Urgroßmutter oder vielleicht sogar Ururgroßmutter, das hatte sie nicht mehr so genau gewusst, es war jedenfalls noch in der Regierungszeit der Maria Theresia gewesen, mit einem Neger liiert gewesen war. Das Kind, ein Sohn, vom späteren Ehemann seiner Mutter adoptiert, hatte es in der

Beamtenlaufbahn angeblich recht weit gebracht, war seinem natürlichen Vater nicht nachgeraten, keine Spur von Schwarz, aber natürlich auch nicht so makellos weiß wie seine Mutter und sein Kopf mit schwarzem Kraushaar bedeckt. Keine seiner Töchter, keiner seiner Enkel, keine seiner Urenkelinnen und so weiter, waren diesem schwarzen Vorfahr nachgeraten. Nur dann, ganz plötzlich, über zweihundert Jahre später hatte sich die Natur einen kleinen Scherz erlaubt, wenn man es so poetisch ausdrücken will, wie die frischgebackene Mutter es angeblich getan hatte, nachdem ihr die Großtante diese Geschichte erzählt hatte. Sie hatte an dem Kind, ihrem kleinen Negerbaby oder „Schokokind“, wie sie es liebevoll genannt hatte, recht viel Freude gehabt. Es war ein Mädchen übrigens, jetzt Dozentin für Geschichte mit Schwerpunkt Genderforschung, hatte Julius gehört. Sie soll ein Buch über Maria Theresia geschrieben haben, genauer gesagt über die Tatsache, dass diese „*Rex Hungariae*“ gewesen war, also „*König*“ von Ungarn und nicht „*Königin*“. Aber das wunderte ihn natürlich nicht, weil es ja auch einmal eine Frau Landeshauptmann gegeben hat, die auch so genannt werden wollte, also nicht Landeshauptfrau oder Landeshauptmännin. Das war sowieso genauso wie mit den Negern, dachte Julius. Alles nur Definitionsfrage. Titel ist Titel und Mensch ist Mensch (nach Definition a); Mann ist Mensch und Frau ist Mensch. Was sollte das Geschlecht denn für eine Rolle spielen, wenn eine König wird und eine andere Landeshauptmann? Kompetenz ist Kompetenz. Rolle ist Rolle. Das ehemalige Überraschungsnegerbaby ließ sich übrigens angeblich betont mit Frau Doktorin ansprechen, also nicht mit Frau Doktor. Aber böse, so sagte man, hatte Julius gehört, war sie auch nicht, wenn sie mal wer mit „Frau Doktor“ anredete, weil in den Kreisen, in denen sie verkehrte, sowieso niemand auf die Idee kam, die Ehefrau eines Arztes etwa so anzusprechen, wie das ja angeblich immer noch geschah, zum Beispiel von alten Männern mit Steierhut, dachte Julius. Über die Dozentin mit afrikanischem Einschlag hatte er gehört, dass böse Zungen behaupteten, sie sei eine Quotenfrau. Dass sie die begehrte Stelle also nicht in erster Linie aufgrund ihrer Qualifikation bekommen habe, sondern aufgrund der Tatsache ihres Geschlechts. Nicht aufgrund ihrer *Weiblichkeit*, sondern aufgrund ihres *Geschlechts*. Das ist wieder so eine Definitionsfalle, dachte Julius, als er genauer nachdachte und feststellte, dass er den Begriff „Geschlecht“ in seinem Gedankengang verwendet hatte und nicht „Weiblichkeit“. Denn eine Frau wegen ihres *Geschlechtes* irgendwo, bei einer Stellenvergabe zum Beispiel, zu bevorzugen, war im Sinne eines gewissen Ausgleiches sogar irgendwie korrekt oder wenigstens angemessen, sie hingegen ihrer *Weiblichkeit* wegen zu bevorzugen, war nicht bloß inkorrekt, sondern sogar sexistisch. Er hatte einmal von dem Fall gehört, dass eine Frau, die bei Besetzung einer begehrten Stelle übergegangen und zurückgesetzt worden war, vor Gericht geklagt hatte, nicht weil

ein Mann die Stelle bekommen hatte, sondern gerade weil es eine Frau gewesen war, allerdings eine, die „ihre Weiblichkeit zur Schau trug“, wie die Klägerin das einmal ausgedrückt hatte und ein anderes Mal angeblich auch so: „die wie eine Hure aussah“. Die Übergangene fühlte sich also nicht aufgrund ihres Geschlechts zurückgesetzt, sondern aufgrund ihrer offenbar als mangelhaft empfundenen Weiblichkeit. Das Gerichtsverfahren, zu dem es schließlich gekommen war, ging so aus, dass unabhängige Experten die Stellenbesetzung bestätigten, der Neuinhaberin der Stelle also ein Übergewicht an Kompetenz zugestanden. Die andere, die im Prozess unterlegene Klägerin, soll angeblich ein Übergewicht an Kilos vorzuweisen gehabt haben, aber darum ging es bei den Sachverständigengutachten natürlich nicht, da die Fachleute vor ihrer Entscheidung weder die eine noch die andere je zu Gesicht bekommen hatten. Man hat es nicht leicht als Mensch, als Mann nicht und als Frau vielleicht noch weniger, dachte Julius und im Grunde war er doch irgendwie froh, ein Mann zu sein, wie er sich jetzt eingestand, obwohl er natürlich davon überzeugt war, dass das Geschlecht keine Rolle spielen durfte in Wahrheit. In Wahrheit nicht, aber in der Wirklichkeit doch. Das ist wieder ein Definitionsproblem, wenn auch kein sehr schwieriges, nur das von Leuten, die die Begriffe *Wahrheit* und *Wirklichkeit* gleichsetzten, die er aber natürlich klar unterschied, das bereitete ihm keine Schwierigkeiten, dieser Fall war klar, deswegen dachte er jetzt nicht weiter darüber nach. Die Frau mit dem Kinderwagen stand noch immer vor der Tür, die sich nun öffnete. Diesmal stieg keiner aus, aber ein junger Mann, ebenfalls mit Kinderwagen, wollte herein. Einer Dame, die offenbar mit dem ausgestattet war, was man natürliche Autorität nannte, gelang es, den Großteil der Leute dazu zu bringen, den Eingangsbereich zu verlassen und in das Innere des Waggons vorzudringen. So stand nun ein Kinderwagen neben dem anderen. Die schwarze Mutter oder Kinderfrau lächelte das weiße Baby, eigentlich schon eher Kleinkind, an, das – weil es sich um einen offenen Kinderwagen handelte – auch für Julius von seinem Platz aus zu sehen war. Der junge weiße Mann, Vater oder Babysitter, winkte dem (vermutlich) schwarzen Baby zu. Die Frau mit starkem Neandertalereinschlag stand nun auf, trat dabei Julius auf den Fuß und drängte zum Ausgang als ginge es ums Überleben, was Julius kurz zu dem – zugegebenermaßen etwas rassistischen, aber durch die heftig schmerzende rechte große Zehe verzeihlichen – gedanklichen Ausrutscher bewog: Neandertaler sind doch keine richtigen Menschen – jedenfalls bestimmt nicht nach Definition b.

Man war in Schönbrunn. Ein Name, der für das Repräsentationsschloss der Maria Theresia stand und auch für den dortigen Tiergarten. Die beiden Kinderwagen wurden

hinausgeschoben und kamen nicht mehr zurück. Einem plötzlichen Einfall folgend, stieg auch Julius aus, folgte der Neandertalerin, die, den Kinderwägen folgend, in Richtung Tierpark ging. Das schon etwas größere weiße Kind würde die Tiere sicher schon zur Kenntnis nehmen können, dachte Julius, aber sicher nicht das schwarze Kind (beim Aussteigen hatte er gesehen, dass es sich tatsächlich um ein schwarzes, das heißt so dunkelbraun wie seine Mutter seiendes Kind handelte), weil es schlief und, wenn es die Augen öffnete, neben dem Gesicht seiner Mutter nur den blauen Himmel und vielleicht ein paar Baumwipfel sehen würde. Die Tiere wollte sich also die Mutter ansehen, ob sie nun aus dem Kontinent der Löwen und Elefanten stammte oder schon in der hiesigen gemäßigten Zone geboren war. Später entdeckte Julius sie mit ihrem Kinderwagen bei den Eisbären wieder, von denen sie sich nicht trennen zu können schien. Den jungen Mann mit dem schon etwas größeren Kleinkind sah er dann bei den Affen wieder, beide in gestikulierendem Zwiegespräch mit den Schimpansen. Die Neandertalerin saß auf einer Bank daneben und schleckte an einem Eis, während sie einem Mann zusah, der vor einer Staffelei stand und mit Ölkreiden zeichnete. Das Bild war fast fertig: Ein Affe in Rokoko-Kostüm mit weißer Perücke und Reifrock.

Eigentlich hatte Julius ja zu P. wollen, wegen des Interviews. Aber P. konnte warten. P. hatte Zeit, P. war ein Mensch nach Definition b und würde das auch morgen noch sein. Hier aber sah er jede Menge Menschen nach Definition a, die er beobachten konnte, während sie die Tiere beobachteten und das war, so fand er, viel interessanter, wenigstens im Moment. Die Tiere waren einfach: Tiere, natürlich und einfach Tiere. Die Menschen aber waren entweder Menschen oder Mensch-Menschen und das war kompliziert.

An den Tafeln, die Auskunft über die zu sehenden Tiere gaben, stand in der letzten Zeile: „Natürliche Feinde: ...“ Einige hatten viele davon, aber es gab auch Tafeln – nicht wenige im übrigen – an denen in der betreffenden Zeile nur ein Wort stand: „Mensch“. Der Mensch als natürlicher Feind. Damit war nicht zu spaßen. Einen Menschen zum Feind zu haben, war wohl das Schlimmste, was einem passieren konnte. Einem Tier genauso wie einem Mensch-Menschen, dachte Julius und musste lachen. Im Tiergarten zu lachen, fiel nicht unangenehm auf. Das Mädchen, eine junge Frau eigentlich, die sein Lachen gehört hatte, dachte wohl, er lache über den Braunbären, vor dessen Gehege sie standen, der gähmend unter einem Baum saß. Auf der Tafel stand: „Natürliche Feinde: Mensch“. Sie lachte nun auch, weil Lachen, wie es heißt, ansteckend war, genauso wie Gähnen. Ob das Mädchen ein Mensch nach Definition b war, konnte er natürlich nicht sagen, aber er hoffte es und vermutete es

auch. Ihr Blick, der ihn kurz getroffen hatte, schien es ihm zu sagen. Nach Definition a war sie auf jeden Fall ein Mensch und so natürlicher Feind des Bären. Obwohl er daran zweifelte. Selbst wenn sie irgendwo im Wald einem Bären begegnen sollte, würde sie sich wohl heimlich davonschleichen, wenn sie intelligent war (was er nach ihrem Blick vermutete) und keinen Krawall schlagen, der den fiktiven Bären, dem sie in dem fiktiven Wald begegnen mochte, reizen könnte. Sie würde und könnte ihm nichts antun und er ihr wohl auch nicht. Sie würden sich aus dem Weg gehen, leben und einander leben lassen. Sie aber war ein Mensch, wie auch er, und so natürlicher Feind des Bären. Nicht dieses konkreten Bären in seinem Gehege natürlich. Der konkrete Mensch – er oder dieses Mädchen – waren also keineswegs Feind dieses konkreten Bären (oder irgendeines sonstigen Bären in Zoo oder auf freier Wildbahn). Es ging also nicht um Konkretes, sondern um Kategorien. Die Kategorie Mensch war der Kategorie Bär ein Feind. „Ich bin kein Mensch“, sagte Julius nun laut, ohne daran zu denken, dass er gehört wurde von dem Mädchen, das kaum einen Meter neben ihm stand. Sie sah ihn von der Seite an. Er bemerkte es, schaute zurück. Ihre Blicke begegneten sich lächelnd. „Ach so“, sagte sie, „weil hier steht: Feind: Mensch.“ Er nickte. Sie sagte: „Aber das ist doch nur allgemein, Sie wissen schon, als Gattung Mensch.“ – „Aber trotzdem“, sagte sie nach kurzem Nachdenken, „es stimmt schon, als Mensch ist man schuldig, ob man will oder nicht. Man ist eingebunden, man kann dem nicht entkommen, was andere Menschen getan haben oder tun. Wir leben in einem System, das Schuld hat an so vielem, an der Ausbeutung der Natur, an der Zerstörung der Lebensräume der Tiere. Mehr oder weniger sind wir schuld und haben wir Schuld, das ist das, was man als Erbschuld oder Erbsünde bezeichnet.“ Julius nickte. Sie war offenbar ein Mensch nach Kategorie b und darüber freute er sich, vor allem deswegen, weil die Ahnung, die der Blickwechsel davor hervorgerufen hatte, sich bestätigte und er richtig lag. Früher hatte er sich diese Einfachheit immer gewünscht. Er hatte sich gewünscht, dass man einander erkennen konnte, dass Menschen nach Kategorie b, Mensch-Menschen also, einander erkennen könnten, an einem Blick vorzugsweise. Er hatte es sich gewünscht und irgendwann daran zu glauben begonnen und war enttäuscht worden, natürlich enttäuscht worden, wie er sich später immer wieder eingestehen musste, weil es ja nicht so einfach sein konnte. Denn wäre es so einfach, dann wäre alles einfach. Dass es hier einfach war, dass sich hier in diesem Fall und an diesem Beispiel seine Vermutung bestätigt hatte, war bloßer Zufall, wie er sich eingestand. Und außerdem hieß das in Wahrheit ja gar nichts. Das Mädchen hatte zwar von einem System gesprochen, in das jeder mit mehr oder weniger Schuld eingebunden war, aber sie hatte auch das Wort „Erbsünde“ gebraucht und das schien ihm verdächtig, weil es leicht sein konnte, dass es sich um eine

religiöse Fanatikerin handelte. Religiöse Fanatiker waren aber keine Menschen im Sinne von Definition b, sie waren geradezu deren Gegenteil, weil ihre Menschlichkeit im Sinne eigener Urteilskraft ausgeschaltet war. Doch nur weil sie dieses eine Wort benutzt hatte, durfte er nicht davon ausgehen, dass sie tatsächlich eine religiöse Fanatikerin war. Religiös war sie sicher und vielleicht war sie es ja auch im guten Sinne, wenn das zutraf, war sie auf jeden Fall ein Mensch nach Kategorie b. Hoffte er das? Nun, es war ihm gleichgültig, deswegen, weil sie nur eine Zufallsbekanntschaft war, ihm nichts bedeutete, er sie in den nächsten Minuten aus den Augen verlieren und nie wieder sehen würde. Sie konnte ihm also egal sein, er hoffte es aber trotzdem, nicht für sich, sondern für sie und für die Menschheit im allgemeinen, also die Gemeinschaft der Menschen nach Definition b im engeren Sinne, die so ein weiteres Mitglied hatte, und auch für die Menschheit im Sinne der Mensch-Definition a, da ein solches Mitglied für sie in jedem Fall förderlich war, wenn es auch zu leiden hatte unter der Menschheit, die sich aus Menschen nach Definition a zusammensetzte. Der Großteil der Menschen nach Definition a war den Menschen nach Definition b natürlicher Feind. Julius stockte. Nach Definition a waren alle Menschen Menschen, also auch solche, die Menschen nach Definition b waren. Wenn aber Menschen nach Definition a die Feinde der Menschen nach Definition b waren, dann war es also auch möglich, dass Menschen nach Definition b, die eine Teilmenge der Menschen nach Definition a waren, die Feinde von Menschen nach Definition b sein konnten. Er dachte kurz nach und stellte fest, dass das tatsächlich stimmte. Gerade die heftigsten Diskussionen, Missverständnisse und Streitereien fanden ja zwischen Menschen nach Definition b statt. Zwischen starken Menschen also, die verschiedener Meinung waren. Vor allem deswegen, weil dieses einfache Moment des Erkennens fehlte. Julius hatte das Gefühl sich zu verirren. Er musste weg von hier, ein paar Schritte gehen. Gehen half meist beim Nachdenken, um sich aus einer Verirrung der Gedanken zu befreien.

[Die Geschichte geht noch weiter, das Interview mit dem berühmten P. kommt mit einiger Verspätung doch noch zustande. P., offenbar ein Philosoph und Autor, der sich weitgehend ins Privatleben zurückgezogen hat, mit seiner jungen Frau und kleinen Tochter in einer Villa lebt, hat längst nicht auf alle Frage eine Antwort gefunden, im Gegenteil zweifelt er – vor allem an der Definition des Menschen, die Julius ja vor allem interessiert – mehr als je zuvor. Julius ist nach dem Interview eher ratlos und ein wenig enttäuscht, hat keine Ahnung, was er eigentlich über P. schreiben soll, aber ein paar frische Kirschen aus P.s Garten hat er bekommen.]

Als Julius wieder in der U-Bahn saß und nach Hause fuhr, sah er Leute, Menschen, von denen er nicht wusste, wer sie waren. Wer konnte denn wissen, was sie dachten

und empfanden? Und als die hochmütig dreinblickende ältere Frau sich ihm gegenüber setzte, versuchte er sie sich als junge Frau mit Idealen und Plänen vorzustellen, als eine Liebende, die daran glaubte, dass die Liebe es war, die Sonne und Sterne bewegte und die ganze Welt. [P. zitierte nämlich beim Interview heiter und frohgemut Dante: „*L'amor che move il sole et l'altre stelle*“.] Und als der junge Bursche mit der Bierdose in der Hand sich neben sie setzte, versuchte er sich vorzustellen, dass er sich vielleicht gestern Abend noch nach dem Sinn des Daseins gefragt hatte und diesen Sinn vielleicht morgen wieder suchte ...

Als Julius die U-Bahn an der Endstation Heiligenstadt verließ, um die paar Schritte zu Fuß nach Hause zu gehen, dachte er endlich an sich selbst und wie weit er selbst Mensch war – nach der Definition b, die er nun einmal gefunden hatte.

Erstmals veröffentlicht in:
Lichtungen, Zeitschrift für Literatur, Kunst und Zeitkritik,
Graz, 128/XXXII. Jg./2011